

brauche allein das Nocht besitzt, den Befehl zum Todesstreich zu geben.

Der König zögert, der Espadan zögert und will schon sein Schwert in die Scheide stecken.

Aber da tönt ein wütendes, durchdringendes Rufen und Pfeifen durch den ganzen Zirkus: „Fiasco! — Fiasco!“ — Das ist das Urteil des Publikums über die mißlungene Vorstellung. — Alles ist verloren, der ganze Effekt verpufft, das große imposante Schauspiel schließt mit Hohn und Gelächter.

Da zögert der Espadan nicht länger. Sein Schwert erglänzt in der Hand, er stürzt nach vorn auf den Stier zu und stößt es bis in das Herz des Stieres, der da in der Arena steht, vor sich hinarrt, das Horn in Bereitschaft. Der Stier sinkt in die Knie und fällt schließlich mit einer blutigen Wunde in der Brust seitwärts nieder.

Aber kaum ist dies geschehen, so schallt es von allen Ecken und Enden:

„Mörder! — Schlächter! — Mörder! — Schlächter!“ Und der Abseher der Zuschauer hat keine Grenzen.

Die Hofleute, die Pikadors und Vandaleros versuchen zu rufen:

„Viva el Espana! Viva el Roy! Viva Espana!“

„Aber der ganze Zirkus ruft: „Nieder mit dem Espadan!“

„Viva el heroico torito! Viva el chiquito heroico!“

„Es lebe der mutige kleine Stier!“ — Und Blumen und Fächer und Hüte und Handschuhe fliegen in die Arena und begraben den kleinen Stier, der aus einem Lande am nördlichen Meere geholt worden und der — obwohl er nicht sein Horn gegen den Verfolger gebrauchen wollte — im Zirkus zu Madrid zu des Königs Füßen geschlachtet wurde, zum würdigen Abschluß der großen Festtage.

(Deutsch von Carl Korbner.)

Der Weltkrieg im Urwald.

Dieser größte Krieg, den die Welt je gesehen, erweist sich auch dadurch als ein wahrer Weltkrieg, daß die Kämpfe sich bis in die entferntesten Teile der Erde ausbreiten. Einen lebendigen Ausschritt aus den Kämpfen zwischen Deutschen und Engländern im afrikanischen Urwald gemahnt der Brief eines englischen Soldaten aus Nairobi in Britisch-Ostafrika, der seine Abenteuer schildert. Zwei Schwadronen des Reiterregiments, dem er angehört, erhielten den Auftrag, gegen eine Schar von 20 Deutschen auszurücken, die bis zu dem Meilenzeiger 28 an der Magabi-Linie vorgezogen waren.

„Meine Schwadron ritt bis zum Meilenzeiger 28, um in ihren Rücken zu kommen, während die andere Schwadron nach Äiu ging, um ihnen von vorn entgegenzutreten. Wir kamen auch glücklich am Meilenzeiger 28 an, erhielten dort Nationen für zwei Tage und ritten weiter. Bald aber hörten wir von den Wajai, daß die Deutschen von unserm Herannahen Wind bekommen hatten und zurückgegangen waren. Wir verfolgten sie bis an die deutsche Grenze, konnten sie aber nicht erreichen. Diese Streifzüge dauerten zwei Tage, während deren wir auf der bloßen Erde lagern mußten und bald keine andere Nahrung mehr hatten, als das Fleisch von den Tieren, die wir schossen. Am Ende des dritten Tages kam endlich der Fouragenwagen, aber die Dummköpfe hatten allerlei Ausrüstungsgegenstände hineingepackt und nur einen einzigen Sack mit Reis, so daß wir drei weitere Tage von Fleisch und Reis leben mußten, ohne ein bißchen Zucker oder Salz, ohne Milch, Tee oder Kaffee. Ihr könnt Euch nicht vorstellen, wie schrecklich es ist, immerfort zähes Fleisch essen zu müssen, ohne Salz, ohne ein Stückchen Brot. Wir wurden alle krank davon und schimpften furchbar. Erst nach sieben Tagen belamen wir wieder bessere Nahrung und erhielten Befehl, zum Meilenzeiger 28 an der Magabi-Linie zurückzukehren, wohin das Hauptquartier und das ganze Lager verlegt worden war. Wir ritten zurück mit leichtem Herzen und noch leichtem Magen und dachten bloß an das Essen, das wir bekommen würden. Das ganze Land, durch das wir kamen, war in dem Wildstaugebiet, so daß wir große Haufen von Wild sahen, hauptsächlich Giraffen und Antilopen. Jede Nacht mußten wir vier Wachposten rund um das Lager aufstellen, und dann hörten wir zings um uns das Brüllen der Löwen, die ganz in der Nähe laurten. Das waren recht bängliche Stunden in der pechschwarzen Nacht und dem dichten Urwald, in dem es so unheimlich lebendig war. Verschiedene Male mußten sich die Posten vor den Löwen, die in einer Entfernung von 20 Metern vor ihnen erschienen, auf Bäume reiten, und ein Posten wurde von einem gewaltigen Rhinoceros verfolgt. Es war uns natürlich verboten, zu schießen, und dadurch wurde die Situation erst so unangenehm. Drei Wochen lang habe ich so unter keiner Decke geschlafen, und es ist nicht hübsch, wenn man aufwacht und keinen trockenen Boden mehr an sich hat durch den Nachregen. Als wir endlich am Meilenzeiger 28 ankamen, da hatten wir 100 Mann ein wenig Ruhe.

Aber bald mußten wir gegen eine andere Schar von Deutschen und Schwarzen reiten, die sich der Stadt Äisumu genähert hatten. Wir wurden in einen der Seedampfer verladen, um bei Surugu gelandet zu werden. Als wir noch 2 Kilometer von der Küste entfernt waren, sahen wir die deutsche Fahne flattern, aber wir glaubten, daß der Ort verlassen wäre, denn man hatte seit ein paar Tagen von Deutschen nichts mehr gesehen. Plötzlich, als wir noch 800—700 Meter entfernt waren, zischen zwei Kugeln über unsere Köpfe hinweg. Es ging wie ein elektrischer Schlag durch die Mannschaft, und kaum hatten wir uns auf Deck niedergeworfen, als drei Kanonen und ein Maschinengewehr einen Augenblick auf uns niederhageln ließen. Wir hatten auch ein Maschinengewehr und eine Kanone an Bord, und so erwiderten wir das Feuer. Aber es war uns unmöglich, die Landung zu bever-

stelligen, da ihre Kanonen zu furchbar unter uns wütcien. Wir sind überzeugt, daß die beiden Schiffe aus Versehen von ein paar Schwarzen abgegeben wurden. Ohne diese unbedachte Warnung hätten sie uns ganz nahe herankommen lassen, und dann wären wir alle mit dem Schiff verloren gewesen. Wir müssen also den beiden Riggers dankbar sein, denn sie haben uns das Leben gerettet. Wir fuhren zurück und holten uns reichliche Verstärkung, aber als wir wiederkamen, war der Platz leer. . . .

New Yorks Dreihundertjahrfeier.

Während die übrige Welt von Krieg und Waffenlärm durchdröhnt wird, begeht die größte Stadt der Vereinigten Staaten ein schönes Fest des Friedens, indem sie das 300jährige Bestehen ihres Handels feiert. Vor drei Jahrhunderten erhielt nämlich die von den Holländern gegründete Ansiedlung Neu-Amsterdam von den Generalstaaten der Niederlande zwei Handelsprivilegien, die die Grundlage zu der beispiellosen Blüte und Macht des heutigen New York gelegt haben. Am 27. März 1614 wurde Neu-Amsterdam zunächst ein allgemeines Handelsprivileg verliehen, das dann seine Ergänzung und eigentliche Ausgestaltung durch eine Urkunde vom 11. Oktober erfuhr. In diesem Handelsprivileg sind im einzelnen die Rechte aufgeführt, die der junge Hafenort für Handel und Wandel empfing, und so kann man den 11. Oktober 1614 als den Geburtstag des New Yorker und in gewisser Hinsicht des amerikanischen Handels überhaupt bezeichnen. Dieses Geburtsfest läßt New York nicht lang- und langlos vorübergehen. Es vergißt dabei auf eine kurze Woche den Weltkrieg, der sonst auch dies neutrale Land mehr als jeder andere Gegenstand beschäftigt, und veranstaltet eine imposante Kundgebung der Werke des Friedens. Ein großer Festzug in prachtvoll ausgestatteten und geschmückten Automobilen bewegt sich durch die Straßen, und im bunten Bilde reicher Kostüme und mächtiger Aufbauten entrollen sich Szenen aus der Geschichte und der Entwicklung New Yorks. Ein anderer Festzug ist von den Kaufleuten und Fabrikanten der Stadt allein veranstaltet, und sein Thema bieten die beiden Begriffe „Frieden“ und „Handel“, die in den verschiedensten Formen und Symbolen dargestellt werden. Illuminationen der Stadt, prächtiger Schmuck der Straßen erhöhen den Gesamteindruck dieses Friedensfestes, das seinen Gipfelpunkt in einer dreihündigen Ausstellung für Handel und Industrie findet. Diese „Dreihundertjahr-Handelsausstellung“ wird am 7. November im Grand Central Palace eröffnet.

Aus diesem Anlaß weisen New Yorker Blätter auf den ungeheuren Aufschwung hin, den das kleine Neu-Amsterdam nach 300 Jahren erreicht hat, und eine Fülle von Riesenzahlen wird angeführt, um ein Bild von New Yorks Größe zu geben. Die „World“ läßt so das Geburtsstagskind sprechen: „Heute nähere ich an meiner breiten Brust 5 646 966 Seelen. Alle 30 Tage füge ich ihnen 17 000 Seelen hinzu. Alle 4 Minuten wird mir eine neue Seele geboren; alle 7 Minuten verläßt mich eine andere Seele, deren Leben endet; alle 10 Minuten finden sich eine männliche und eine weibliche Seele zusammen. Und für diese führe ich alle 40 Minuten ein neues Haus auf, ein Haus im Werte von 13 621 Dollar, während ich jedes Jahr dem Gesamtwert meiner Gebäude neue Architekturwerke für 183 950 000 Dollar hinzufüge. Von Kunst und Bildung künden mein Freudensang. Mehr als 25 000 junger Männer und Frauen besuchen meine Universitäten und Hochschulen. Ich besitze das schönste Kunstmuseum in diesem Lande; seine Schätze können in Geld nicht ausgedrückt werden. 100 Millionen Dollar gebe ich jedes Jahr für Wohltätigkeit aus. Ich bin die größte Stadt der Welt in den meisten materiellen Dingen. Mein ist das höchste Haus, das Woolworth, 780 Fuß hoch mit 55 Stockwerken. Ich besitze die größte Hängebrücke, die von Williamsburg, die 7200 Fuß lang ist und 86 Fuß breit. Die größte Straße der Welt gehört mir, der Broadway, und das umfangreichste Gebäude, das Hudson Terminal Building, mit 4000 Räumen und 10 000 Einwohnern. Ich habe das größte Theater der Welt, das Hippodrom, mit 5200 Siben. Ich bin die reichste Stadt der Welt. Ich bin der mächtigste Seehafen der ganzen Welt. Mein Handel mit fremden Ländern beläuft sich auf 1 793 860 123 Dollar. Ich bin die größte Fabrikstadt der Welt. In meinen Grenzen wohnen 2 152 344 Personen, die bei der Erzeugung nützlicher Dinge beschäftigt sind. Ich sende aus und empfangen jedes Jahr 5000 Schiffe mit 2 Millionen Passagieren. Jeden Tag treten 100 000 Fremde durch meine Pforten. Jede Nacht werden 44 000 Gäste in meinen 215 großen Hotels beherbergt.“ So geht es spaltenlang fort. Dieser kapitalistische Ruhmredigkeit könnte ein Sozialist freilich eine ebenso lange Liste von weniger schönen Dingen gegenüberstellen, die die Rehrseite der Medaille enthalten würden.

Kleines Feuilleton.

Germanisch und Deutsch.

Der „Frankf. Zig.“ schreibt ein Herr: Vor einigen Tagen las ich eine Zusammenstellung von Ortsnamen des slawischen Sprachgebiets in ihrer germanischen Form. Die Bezeichnung „germanisch“ ist hier meines Erachtens nicht eng genug. Die Ortsnamen im französischen und belgischen Flandern sind nämlich wie auch die Sprache der Namen als niederdeutsch zu bezeichnen. Erst im weiteren Sinne ist die Bezeichnung germanisch anwendbar. Das mag als Wortlauberei erscheinen, ist aber, wenn die Wörter „germanisch“ und „deutsch“ überhaupt scharf umgrenzte Vorstellungskreise wiedergeben sollen,

gerade in diesen Tagen sehr wichtig. Denn alles, was deutsch ist, steht zu uns und unserer gegenwärtigen Sprache naturgemäß in einem ungleich engeren Verwandtschaftsgrad als alles Germanische. Für Deutsch und Dänisch z. B. ist das Wort, das die Verwandtschaft charakterisiert: „germanisch“. Das bedeutet aber, daß man vom Deutschen zum Westgermanischen und von dieser verschollenen Sprachstufe zu der noch früheren, wissenschaftlich mühsam erschlossenen des Urgermanischen zurückzugehen hat, will man den Gewinn, aus dem das Dänische erwachsen ist. Vom Urgermanischen spaltet sich das Nordgermanische ab, dieses teilt sich wieder in einen ost- und westnordischen Zweig, und die letzten Verästelungen des ersteren heißen Dänisch und Schwedisch. Slawisch bildet dagegen zusammen mit dem Polnischen das Niedergermanische. Dieses und die Sprache Grob-Neuters, Brindmanns usw., das Niederfriesische, sind die letzten Hauptmundarten des Niederdeutschen. Die drei großen Mundarten bereiche: Nieder-, Mittel- und Ober- oder Hochdeutsch bilden zusammen die deutsche Sprache. Slawisch ist also nichts anderes als eine deutsche Mundart, während Dänisch oder Norwegisch aber Schwedisch germanische Sprachen sind. Und das ist ein gewaltiger Unterschied. Unsere niederdeutschen Truppen haben sich in Antwerpen, Gent, Brügge usw. mühelos mit der Bevölkerung verständigt und zwar nicht nur über die einfachsten Dinge; sie fuhren mit ihr über geübte politische Debatten. Keiner von ihnen aber würde zu einem Dänen verstehen oder von ihm verstanden werden.

Fettgewinnung in Deutschland.

Eine wirtschaftlich und technisch wichtige Aufgabe, besonders in Kriegzeiten, ist es, daß wir uns durch Erzeugung eigener Rohstoffe von der Zufuhr aus anderen Ländern unabhängig machen. In den Produkten, bei denen wir auf das Ausland angewiesen sind, gehören vor allem die Fette. Nach Schwabe hat die Gewinnung von Rohstoffen in Deutschland sehr abgenommen, die Einfuhr dagegen, besonders Pflanzenfett, ist im Jahre 1912 auf etwa 420 Millionen Mark, der fertigen Fette auf rund 48 Millionen Mark gestiegen. Hierzu kommen eingeführte, meistens wohl Speisefetten, deren Fette im Werte von 316 Millionen Mark. Prof. Dr. Holde hat nun in der „Mensch“ auf ein neues Verfahren hin, das uns für die technischen Fette vom Ausland unabhängig machen könnte und damit ermöglichen würde, die Speisefette für ihren eigentlichen Zweck zu servieren. Nach Holde ist es Prof. Dr. Beschold, Oberbaurat Schmidt Dr. Vogl gelungen, aus dem Klärschlamm städtischer Abwässer, der etwa 20 Proz. Fett enthält, dieses zu extrahieren und daraus Fett zu gewinnen, die sich für die Seifenfabrikation, Seifen, als Schmieröl eignen. Als Nebenprodukt wird noch ein Rest gewonnen, das zur Isolation von Nabeln, für Dachpappe usw. dient. Dieses Verfahren ist in großem Maßstabe in einer Versuchsanstalt in Elberfeld-Barmen ausprobiert und bietet noch den Vorteil, daß der Klärschlamm, der eine große Last für städtische Betriebe ist, jetzt fertig wird. Während diese Veffettigung hygienisch einwandfrei ist, der überhaupt noch nicht gelang und große Kosten verursachte, nach dem neuen Verfahren der Schlamm vollkommen verdrängt, daß nur Schlacken übrigbleiben, und die Fettgewinnung ermöglicht sogar einen Gewinn. Dieses Verfahren würde bei allgemeiner Einführung Deutschland von der Einfuhr technischer Fette und Fett kommen unabhängig machen, da 55 bis 60 Millionen Mark, die bisher an das Ausland gehen, gespart würden.

Notizen.

- Vorträge. Wilhelm Bölsche hält Mittwoch, abends 8^{1/2} Uhr, im Bürgeraal des Berliner Rathhauses als Dozent der Freien Hochschule zum Besten der Kriegsfürsorge einen Vortrag über „Aufsteigende und absteigende Entwicklung“.
- Am Mittwoch, abends 8^{1/2} Uhr, gelangt im Sdranal des Kunstgewerbemuseums, Prinz-Albrecht-Str. 8, die neue Serie: „Kunst im Großschiffahrtswege von Berlin nach Stettin“, mit 120 Lichtbildern in natürlichen Farben, von Dr. Volke zum Vortrage.
- Das Theater des Westens, das am kommenden Sonnabend die Operettenpielzeit eröffnet, wird bei kleinen Veränderungen einen wechselnden Spielplan einführen. Die Operetten, die gespielt werden, sind „Don Cesar“, „Polenblut“ und „Waldmeister“. Ferner ist ein Strauß-Ensemble in Aussicht genommen.
- Das Märkische Museum erhielt von Professor W. Meyerheim aus seinen Sammlungen eine Reihe wertvoller Blätter überwiefen. Vor allem eine Anzahl Studien in Wasserfarben, Tusche und Bleistift von seinem Vater Eduard und seinem Bruder Franz Meyerheim: Ansichten und Ausschnitte aus der Landschaft Brandenburg. Von Blättern anderer Künstler ist eine Zeichnung von Karl Arnold hervorzuheben, die Adolf v. Menzel an einem Herbsttage in Weimar in sehr charakteristischer Auffassung vor dem Schaulustiger eines Kunstgeschichtes zeigt.
- Die Luftpost beginnt bereits, eine Geschichte zu haben. Die erste Luftpost ging von Kallata nach Allahabad am 16. Februar 1911, und im selben Jahre beförderte Graham White von Gendon nach Windsor. Nach einigen gescheiterten Versuchen von England und Frankreich trat die französische Postverwaltung Frage der Luftpost näher; am 15. Oktober 1913 veranstaltete sie ein Experiment. Leutnant Donin stieg in Villacoublay auf, um den Paris verspätet aufgegebenen Post nach Bordeaux zu schaffen und reichte den Anschlag an den Postdampfer nach den Antillen. Die Pläne, die Luftpost weiter zu entwickeln, sind infolge des Krieges vorläufig verschoben worden.

Kein Pfanning darf man England! Keiner Pfanning! Kein unmögliches Sunlicht Seife!! — Kein billigere und abartfertigere

Flammer Seife

Kein Pfanning! Kein billigere und abartfertigere

PHONNY